



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wingenroth, Max: F. X. Kraus und der "religiöse Katholizismus" : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Komponisten, wenn sich die Männer, die an der Spitze von Staat und Gesellschaft stehn, wenn sich unsre Seelsorger, wenn sich der Erzieher unsrer Jugend nicht mehr um die deutsche Tonkunst kümmern, ihr nicht mehr zu folgen vermögen! Der Gesangunterricht auf den Gymnasien ist eine der wichtigsten musikalischen Zeitfragen; sie umschließt das Verhältnis zwischen höherer Bildung und Musik. Nur zum Schaden beider Teile kann es gelöst werden, der größere würde aber auf der Seite der Musik entstehen. Die Musikzeitungen sollten darum das Thema vom Gesangunterricht der Gymnasien auf ihrer Tagesordnung festhalten, die Musiker aber die amtliche Kontrolle überall solange nachdrücklich unterstützen und ergänzen, bis die Erfolge dieses Lehrfachs wieder der Vergangenheit der Gymnasien, den Bedürfnissen der Musik und den Absichten der obersten Schulbehörden entsprechen.



## F. X. Kraus und der „religiöse Katholizismus“

Von Max Wingenroth

(Schluß)



rausens stete Hoffnung war, eine spätere, von der jesuitischen Herrschaft freie Zeit werde das Dogma in seinem und Newman's Sinne verstehn, und dessen heute so häufige Anrufung auf Gebieten, für die es gar nicht bestimmt ist, und der hierdurch auf allem geistigen Schaffen der Katholiken liegende ungeheure Druck werde damit aufhören. Als Leo XIII. Newman zum Kardinal machte, schien es, als sei damit diese Erklärung von der berufensten Seite anerkannt worden. Nie hat Kraus aufgehört, über die Zukunft in dieser Hinsicht nachzudenken, was öfter zu Tage trat. So erzählte er mir noch kurz vor seinem Tode mit bedeutungsvoller Miene eine merkwürdige Thatsache vom Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. Als nach dem Sturze des Kaisers Papst und Kardinalkollegium die von Pius VI. Napoleon gemachten Zugeständnisse für ungültig erklären wollten, geschah dies nicht etwa mit der naheliegenden Begründung, daß der Papst damals in seinen Entschlüssen nicht frei gewesen sei, sondern mit dem interessanten Satz: *parce que le pape était hérétique dans ce moment!*

Kraus hat nach dem Konzil und nach der Trennung Döllinger weiter besucht und zunächst auch andre Beziehungen nicht abgebrochen. Aber mit der Zeit verschärften sich natürlich die Gegensätze. Von den Ausgetretenen wurde den andern Verrat und ähnliches vorgeworfen, während Kraus und seine Gesinnungsgenossen den Abfall verdamnten. Auch aus taktischen Gründen hat er ihn jederzeit beklagt, und er pflegte zu sagen, die auf dem Konzil und vorher noch recht starke Minorität sei durch diese Fahnenflucht (seiner Anschauung nach) in bedauerlicher Weise geschwächt worden, und es werde somit lange dauern, bis die antijesuitische Partei wieder wirksamen Einfluß in der Kirche ausüben könne. Allmählich steigerte sich in ihm der Groll über diesen Austritt, und so war der sonst wahrhaft liberale Mann in seinen Äußerungen über die Ultrakatholiken intolerant und ungerecht.

Im Jahre 1872 war er, der sich einen guten Namen in der christlichen Archäologie gemacht hatte, als Professor an die neugegründete Straßburger Universität berufen worden. Wertvolle Arbeiten und Erfahrungen fallen in

diese Jahre. Vielleicht um sich selbst Rechenschaft zu geben über die Entwicklung der Kirche bis zum Vatikanum, verfasste er sein Lehrbuch der Kirchengeschichte, das auch dem Evangelischen heute noch den besten Einblick in das reiche und verwickelte Leben der christlichen Kirche verschafft. Er hat manchen Ärger damit erlebt. Zum Teil deshalb, vor allem aber einer schon früh bekundeten Neigung folgend wandte er sich immer mehr dem Studium der Monumente des christlichen Altertums zu, und es gelang ihm, der christlichen Archäologie den ihr gebührenden Platz in den theologischen Disziplinen zu erringen.

Wichtig jedoch war diese Zeit vor allem für Krausens politische Bildung. Der Oberpräsident von Wöller hat die staatsmännische Begabung des Gelehrten erkannt und ihn einen tiefen Blick in die Verwaltung des wiedereroberten Landes thun lassen; er machte geradezu eine Art politisches Volontariat durch. Auch mit Manteuffel stand er in regen Beziehungen, mehr noch mit Fürst Elothwig Hohenlohe, den er jedenfalls schon seit 1869 verehrte, als den Mann, der einer der treuesten Diener der deutschen Einheit war, und der zugleich wie wenig Staatsmänner die kirchenpolitische Lage mit ihren Gefahren durchschaute; er hatte ja versucht, das Vorgehen der Mächte einzuleiten, das nicht zum wenigsten an Bismarck scheiterte, dessen — man darf es wohl aussprechen — Verständnislosigkeit in Dingen der katholischen Kirche Kraus immer beklagte.

Unsre Darstellung nähert sich den Zeiten des Kulturkampfes, dem wir zusammen mit der im Konzil zur Herrschaft gelangten Richtung unser heutiges „Zentrum“ verdanken. Es braucht hier nicht ausgeführt zu werden, wie manche Schritte der Regierung, die im Angriff so oft über das Ziel hinausgriff und nicht zu berührende Dinge antastete, auch liberal gesinnte Katholiken in das Lager der Partei trieben. Kraus nicht, er erkannte von vornherein die ungeheure Gefahr, die dem religiösen Prinzip der Kirche von dieser Konstellation drohte. Publizistisch wie im geheimen Verkehr hinter den Kulissen suchte er seine Ideen zu vertreten. Über diese letzte Art wird man erst später näheres mitteilen dürfen. Mit dem leitenden Staatsmann ist er zwar hie und da in Berührung gekommen, aber nicht sehr nahe. Immerhin enthält der schriftliche Nachlaß, wie ich von dem Verstorbenen weiß, auch hierüber manches Interessante. Bismarck mochte ihn nicht. Nach nicht schlecht verbürgter Sage soll der Fürst am Ende des Kampfes geäußert haben, am meisten ärgere es ihn, daß der Professor Kraus Recht behalte. Manche schlimme Erfahrung wäre uns vielleicht erspart geblieben, wenn dem Kanzler ein so gewandter und zugleich staatsgetreuer Katholik zur Seite gestanden hätte. Kraus war mit seinen Warnungen kein seltener Gast in der Wilhelmstraße. Daneben hatte er das Ohr einflußreicher Persönlichkeiten. Verschiedentlich ist er auch als Unterhändler gebraucht worden, so hat er schon früh — ohne Erfolg — mit Kardinal Bilio über die Beilegung des Zwistes verhandelt, und hatte auch an dessen Beendigung unter Leo XIII. Anteil. In nicht offizieller Stellung für seine Ideen zu wirken, hielt er für Pflicht und Recht. „Politischer Einfluß — hat er sich einmal *Maxime du Camp* gegenüber geäußert — könne oder müsse unter allen Umständen erstrebt werden, aber beneidenswert erscheine ihm doch nur eine Thätigkeit, etwa wie die Deak's, wo man ohne offizielle Stellung, gewissermaßen hinter den Kulissen stehend, die Fäden einer ganzen Bewegung in der Hand halte und ein Stück von dem dirigiere, was man die Weltgeschichte nennt.“ Genauer auf diese Rolle einzugehen, wäre heute ungeziemend. Von toten hohen und höchstehenden Persönlichkeiten, die seinen Rat zu schätzen wußten, seien nur Kaiser Friedrich, der Reichskanzler und der Kardinal Hohenlohe genannt.

Kraus führte in diesem Fall, wie noch hie und da sonst in seinem Leben, gewissermaßen einen Kampf mit zwei Fronten, was zur Eigentümlichkeit seiner Stellung viel beiträgt. Vor allem kämpfte er gegen die ultramontanen Ten-

denzen, dann richteten sich seine öffentlichen und geheimen Warnrufe auch gegen zu weitgehende Schritte der Regierung, vor allem ertönte aber seine Stimme, wenn die Regierung im Begriff stand, durch verfehlte Nachgiebigkeit einen Mißgriff zu thun. So unter anderm bei der Besetzung des Trierer Bischofstuhles mit dem Abbé Korum, der dem Straßburger Priesterseminar entstammte. Kraus hatte lange genug im Elsaß gelebt und wußte, daß das Seminar der Vereinigungspunkt der antideutschen und ultramontanen Partei sei, und Korum hatte wahrlich keine Beweise des Gegenteils gegeben. Trotzdem wurde er nach Trier berufen, mit auf den Rat des allzunachgiebigen Statthalters von Manteuffel. Eine Art Nachgiebigkeit, wie sie von Rom noch immer als Schwäche des Gegners gedeutet und ausgenutzt wurde. Kraus schrieb damals in der Allgemeinen Zeitung die Aufsehen erregenden Artikel „In Canossa,“ auf die er bis zuletzt stolz war. Nachdem er Stellung und Herkunft des Erwählten gebührend beleuchtet hatte, setzte er auseinander, wie niedererschlagend eine solche Kapitulation auf die staatsstreuen Glieder des nieder-rheinischen Alerus wirkte, dem man damit direkt sage, er möge sich nicht einbilden, an der Regierung eine Stütze zu finden. „Dieses Zugeständnis, ruft er, frißt die Grundsäulen an, auf denen die preußische Monarchie aufgebaut ist. Es vereivigt den Kulturkampf, weil es demselben jede Berechtigung in den Augen der Nation entzieht; es ist ein Schlag ins Gesicht aller staatsstreuen Katholiken und eine direkte Aufmunterung an die ultramontanen Streithähne, nur nicht nachzugeben und ihre Lungen und Federn nicht zu schonen. Sie mögen Kaiser und Reich begeistern; sie mögen auf den baldigen Sieg der französischen Waffen und die Wiedervereinigung des Elsasses mit Frankreich, wie neulich in Colmar, toastieren: das protestantische Preußen macht sie schließlich doch zu Bischöfen.“ Der Artikel, scharf und glänzend geschrieben, regte die Gemüter derart auf, daß der Verfasser auf die Angriffe einen zweiten folgen ließ, der den ersten verstärkte und noch viel weitere Perspektiven entrollte. (Allgemeine Zeitung, Hauptblatt 1881, Nr. 215 und 224.) Manteuffel selbst gestand Kraus mit Thränen im Auge seinen Fehlgriff ein, und auch in Gms sollen die Artikel große Beachtung gefunden haben. Ihm aber war in allen diesen Kämpfen die Überzeugung von der Notwendigkeit einer richtigen Concordia Sacerdotii et Imperii aufs neue gestärkt worden.

Unterdeffen hatte ein anderer den Stuhl Petri eingenommen, Leo XIII., und lange Zeit schien es, als ob eine gewisse Richtung aufgehört habe, maßgebend zu sein. Man wußte, daß der neue Papst seinerzeit als Nuntius in Brüssel in vertrautem Verkehr mit Gioberti gestanden hatte, als dieser schon seine Prolegomena veröffentlicht hatte, worin er die Jesuiten als Haupthindernis der Versöhnung der Religion und der modernen Kultur hingestellt hatte; man wußte, daß Gioachimo Pecci keineswegs mit dem Willen der Loyoliten gewählt war. Auch zeigte sich der Papst von vornherein versöhnlich. Es geht sogar die Sage — ich weiß nicht, ob sie begründet ist —, „man“ hätte den Papst erst im letzten Augenblick davon zurückgehalten, auf die Loggia der Peterskirche hinaus zu treten und urbi et orbi den Segen zu spenden, was den Friedensschluß mit Italien bedeutete hätte. Verhandlungen in dieser Frage wurden wieder aufgenommen. Alle Schritte des neuen Papstes schienen zu Hoffnungen zu ermutigen. Er zeigte seine Ernennung Kaiser Wilhelm an und bedauerte, die einstigen guten Beziehungen zwischen Rom und Preußen nicht vorzufinden. Er hatte bei seiner Thronbesteigung erklärt, künftig nichts ohne den Rat seiner Kardinäle zu thun, und so konnte Newman, der als größtes Übel den maßlosen Druck bezeichnete, den der heilige Stuhl auf die Bischöfe und die Gesamtheit der Kirche ausübte, auf eine Heilung des Schadens hoffen. Pius IX. war einst im Begriff gewesen, diesen großen englischen Katholiken zu zensurieren. Noch „zur rechten Zeit gelang es einflußreichen Personen, Pius IX.

die Augen darüber zu öffnen, was es für Rom selbst bedeuete, den größten Namen, den der Katholizismus in diesem Jahrhundert gewonnen, den größten, den der Anglikanismus je verloren (wie Gladstone sich ausgedrückt hat), zu desavouieren und den Verpönten des Index zuzugesellen.“ (Essay über Newman D. R.) Jetzt machte Leo XIII. Newman zum Kardinal, worin man eine Anerkennung von dessen Theorien über die Unfehlbarkeit sah. Der Vater des ultramontanen Journalismus, Louis Veuillot, erhielt sofort eine scharfe Zurückweisung: eine große Genugthuung für die liberalen Katholiken Frankreichs, mit denen, besonders mit Dupanloup, den Papst alte Freundschaft verband. Die ersten Staatssekretäre Leos, Franchi und Jacobini, waren Gegner der Ultras, Jacobini vollbrachte in den sogenannten „Jacobinischen Notizen“ den „weitgehendsten Akt politischer Freundschaft, dessen sich Deutschland seitens des heiligen Stuhles seit den Tagen Maximilians I. zu rühmen hat.“ So bezeichnete es Kraus in seiner Rede auf Leo XIII., die er 1887 (nach anfänglichem Widerstreben) in Karlsruhe hielt, und in der er den Papst der Versöhnung feierte, der „die religiöse Lage von den politischen Parteifragen frei zu machen strebte.“ Es war ja auch der Kulturkampf beigelegt worden. Der Kenner der Kirchengeschichte versäumt trotzdem nicht, vor der Leidenschaft der Herrschaft zu warnen, als einer der größten Gefahren der Kirche.

Indessen hatte sich auch schon einiges Gewölk am Himmel gezeigt. Kraus selbst hatte die zweite Auflage seiner Kirchengeschichte zurückziehen und viele Stellen darin streichen müssen. Er war doch allzu freimütig gewesen. Es ist nicht uninteressant, daß zu den gestrichenen Stellen auch die Zitation einer Äußerung Gregors des Großen gehört, worin dieser mit Abscheu den angeblichen Titel *universalis papa* zurückweist, diese, wie er sagt, hochmütige und Eitelkeit erregende Benennung, diese Blasphemie, da er nicht über seine Brüder erhoben werden wolle. *In isto enim scelesto vocabulo consentire nihil aliud est quam fidem perdere . . . Sed absit haec stultitia, haec levitas ab auribus meis . . . Nam si unus, ut putat, universalis est, restat ut vos episcopi non sitis.*

Kraus war nach Rom zitiert worden, wo ihm der Papst selbst die Inopportunität erklärte. Er unterwarf sich in löblicher Weise. Dieser Schritt entspricht der oben auseinandergesetzten Überzeugung des Katholiken von der Bedeutung der Autorität und dem ihr schuldigen Gehorsam; er ist nur daraus zu verstehn. „Ehe das Christentum kam, sagt Kraus, übte das Genie eine unbeftrittne Herrschaft aus. Das Christentum hat das Szepter der Ideen gebrochen und es den Händen des Genies entzogen.“ Getreu der hierin angedeuteten Anschauung haben Leute, die sonst die größte Festigkeit des Charakters zeigten, die Unterwerfung vollzogen. So Rosmini, über den sich in dieser Hinsicht Kraus geäußert hat: „Rosmini hat keine Wahrheit verraten, indem er das Dekret der Kongregation des Index so, wie es einem Katholiken geziemt, in Demut und Ergebenheit annahm. Er wußte, daß derartige Dekrete durchaus nicht immer einen dogmatischen Irrtum ahnden, sondern oft rein disziplinarer Natur sind und der an höchster kirchlicher Stelle für momentan unangezeigt oder unzeitgemäß erachteten Einwirkung einer Schrift auf die öffentliche Meinung entgegenzutreten beabsichtigen. Der Priester, indem er sich einer solchen Entscheidung unterwirft, thut nichts andres, als der Offizier, welcher sein Privaturteil demjenigen seines Chefs im Felde unterordnet.“ Praktisch liegt dabei die Sache so: fügt sich der Betroffene nicht, so ist er damit eigentlich aus der Kirche ausgestoßen, aller Einflußmöglichkeiten auf seine Glaubensgenossen beraubt, der Zweck des Gegners also viel besser erreicht als durch die Unterwerfung. Soviel diese auch sagen will, es bleibt doch noch ein Weiterwirken in der Kirche möglich, von der sich nach Montalemberts zitierten Worten der überzeugte Katholik nie wird scheiden lassen.

Wenn man es von dieser Seite betrachtet, glaube ich, daß man Kraus

den Vorwurf nicht machen durfte, er sei eben keine Märtyrernatur gewesen. Was will Märtyrer überhaupt heute heißen? Die Tage des Verbrennens haben aufgehört. Hätte Kraus sich aus der Kirche hinausdrängen lassen, so wären ihm bei seiner Bedeutung dieselben Würden, Ehren und Einnahmen zu teil geworden. Zum körperlichen Märtyrer kann man einen heute nur noch durch Nahrungsentziehung machen. Ob es aber nicht ein wahres Martyrium ist für einen fühlenden und von seinem Glauben überzeugten Menschen, sich von seinen Glaubensgenossen angefeindet zu sehen, von Presse und Partei mit Schmutz beworfen und in seinen Motiven verdächtig, auf Schritt und Tritt belauert zu werden, Undankbarkeit und Angriffe von vermeintlichen Freunden zu erfahren? Kraus hatte in seinem Zimmer ein Bronzereliefbildnis Machiavellis hängen, worunter dessen Worte standen: *Non far mai bene, non avrai mai male*, und pflegte öfters darauf hinzudeuten. Leider hatte er auch von anderer Seite Bitteres zu erfahren. Charakteristisch dafür ist ein trauriger Vorfall während seiner Straßburger Zeit, auf den die Presse neuerdings mehrfach angepielt hat, und der auch gut bekannt ist. Er stellt der Voraussetzungslosigkeit gewisser Liberalen kein gutes Zeugnis aus. Sein ganzes Leben lang hatte Kraus aber dieses Mißtrauen der Andern gegen sich, da nur wenige sich die Mühe nahmen, über seine kirchliche Stellung klar zu werden. So war er bei der Mehrzahl der Fachgelehrten unbeliebt.

Nur ein Martyrium hätte er vielleicht auf sich nehmen können, das nämlich, Partei- und Volksführer zu werden und so seinen Ansichten zum Siege zu verhelfen. Aber dazu gehört eine Anlage, die ihm gänzlich versagt war; so etwas war ihm im Innersten zuwider, wie auch Döllinger. Für sich allein wollte er kämpfen, für sich allein Partei sein. Nach einer Richtung ein Vorzug, praktisch ein Mangel der Gelehrten- und Forschernatur überhaupt, wie er in weit höherem Maße zu Tage tritt und geradezu typisch ist bei Erasmus von Rotterdam. Kraus hatte für diesen eine ausgesprochene Vorliebe. Als ich aber einmal bemerkte, eine gewisse Ähnlichkeit sei zwischen ihnen vorhanden, meinte er doch, er hoffe immerhin, mehr Charakter zu haben als dieser und ein politisch klarerer Kopf zu sein. Und dann, setzte er hinzu, bin ich eine ganz andre religiöse Natur als Erasmus.

Jahre waren vergangen, seit er die Unterredung mit dem Papst gehabt hatte, wobei dieser unter anderm mit ihm über die Gefahren des Popolopapismus gesprochen hatte. Er ist damals mit einem beruhigenden Eindruck weggegangen, der zunächst wenig gestört wurde, sodaß er 1887 jene Rede halten konnte. Schon das Jahr darauf brachte einen schweren Schlag: die Verdammung der vierzig aus Rosminis († 1855) Werken gezognen Sätze. Ein glänzender Sieg der Jesuiten, den diese lange angestrebt hatten. Dasselbe Jahr fügte Kraus einen schweren Verlust zu, den Tod des Kaisers Friedrich. Die Beziehungen zu diesem mochten ihm die Hoffnung geben, daß er seinen Ideen einmal wirksamen Nachdruck verleihen könnte. Wohl hörte er auch jetzt nicht auf, mit leitenden Kreisen Fühlung zu haben, aber manches war doch vorbei. Vorbei — auch durch die veränderte Situation in Rom — die Hoffnung, einmal in einer maßgebenden kirchlichen Stellung für seine Ideen wirken zu können. Es ist richtig, daß er sie gehegt hat; die Stellung wäre ihm ein Mittel zu seinen hohen Zwecken gewesen. Durchaus unrichtig ist es aber, seine kirchenpolitische Stellung von getäuschten Hoffnungen abzuleiten. Schon den sechsundzwanzigjährigen Jüngling beherrschen dieselben Gedanken wie den sechsundfünfzigjährigen Gelehrten, und es gehört eine starke, fast absichtliche Verkennung dazu, wenn man diese Einheitlichkeit seines ganzen Lebens nicht sehen will, wie es auch nur Mangel an persönlicher Bekanntschaft verrät, wenn man von verbitterter Stimmung redet bei einem Manne von so heiterer Haltung und so sicherem Gleichgewicht der Seele.

Was sich in der Verurteilung der Rosminischen Thesen gezeigt hatte, erhielt immer neue Bestätigung. Es folgte Gewaltmaßregel auf Gewaltmaßregel, die freiere Richtung in der Kirche niederzuschlagen. Ich brauche sie nicht alle vorzuführen. Die rätselhafte Vorliebe der Kurie zu Frankreich trat wieder zu Tage, die Ideen der Démocratie chrétienne gewannen an Macht, gegen die sich Krausens aristokratische und altliberale Gesinnung aufs heftigste empörte. Leo XIII. bekundete eine ausgesprochne Vorliebe für tote Größen des politischen Katholizismus, so für Innocenz III. Ob bei der Proklamierung des Thomas von Aquino als gewissermaßen offiziellen Philosophen der Kirche dessen Unfehlbarkeitslehre mitwirkte, weiß ich nicht. Jedenfalls schien diese Proklamierung im höchsten Grade geeignet, das Denken der katholischen Gelehrten einzuengen. Es war unter solchen Eindrücken, daß Kraus über eine Abteilung seiner Bibliothek das Wort des Boëthius schrieb: „Welche Art von Freiheit bleibt uns noch zu hoffen?“ — Überall stand der Ultramontanismus in üppigster Blüte. Mehr als je glaubte Kraus die Gefahr in ihrer ganzen Ausdehnung zu erkennen, die dem religiösen Leben und der Kirche drohe. Und so rüstete er sich zu energischem Vorgehn.

Er hatte unterdes als Gelehrter und Schriftsteller Weltruf gewonnen. Sein Wort konnte schon einiges Gewicht haben. Zunächst nahm er nach einer Seite hin Stellung in der Rektoratsrede über das Studium der Theologie einst und jetzt. Seit Jahrhunderten wird ja von gewisser Seite der Kampf gegen die theologischen Fakultäten und ihre Selbständigkeit zu Gunsten der Konvikts- und Seminarerziehung geführt, deren Folgen Kraus in Italien und Frankreich kennen gelernt hatte; neuerdings werden sie endlich von manchen unter den höchsten kirchlichen Würdenträgern unsers Nachbarlandes anerkannt. Kraus definierte die Stellung, die er und seine Gesinnungsgenossen dagegen einnahmen, und die auch die jeder gesunden Regierung sein muß.

Die Zeichen der Reaktion mehrten sich. Solche Zeichen waren die Mißhandlung der theologischen Fakultäten z. B. bei den charakteristischen Bonner Vorgängen, die Beugung des österreichischen Episkopats, dessen Stellung noch ein letzter Rest der alten bischöflichen Selbständigkeit war. Gewissenlose Journalisten, wie in Oberitalien der edle Don Albertario mit seiner fleckenvollen Vergangenheit, erhielten die Unterstützung der kirchlichen Behörden. Kraus sah die Herrschaft der Heuchelei und Lüge täglich wachsen. So ging er zum Angriff über. Die berühmten Spektatorbriefe begannen in der Beilage der Allgemeinen Zeitung zu erscheinen. Mit ausgebreiteter Sachkenntnis, die die Legende von dem Zusammenwirken verschiedener Autoren aus verschiedenen Ländern unterstützte, verfolgte er die Thätigkeit der ultramontanen und der jesuitischen Richtung bis in die letzten Schlupfwinkel. Wutgeheul und fortwährendes Geschimpfe war die Antwort, die ihn aber nicht abhielt, ruhig fortzufahren. Zugleich enthalten die 48 Briefe eine Darstellung der gesamten Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, sie behandeln alle Kardinalfragen, wie die Formel der freien Kirche im freien Staat, die römische Frage, die Stellung des Episkopats, Polen und Elsaß, Kirche und Wissenschaft, die Schulfrage usw. und sind dadurch ein unerschöpfliches Arsenal für den Politiker, der hier den sonst so schwierigen Einblick in die innern Kräfte der katholischen Kirche und die Politik der Kurie erhält. Hoffentlich werden sie bald, wie es des Toten Wunsch war, in Buchform dem Publikum zugänglicher gemacht. \*)

\*) Vor kurzem ging eine Notiz durch einige Zeitungen über die Veröffentlichung der Spektatorbriefe in Buchform, die mir sehr fremdartig in die Ohren klang. Die mit der Veröffentlichung des Nachlasses betraute Kommission in Trier soll auf eine Anfrage geantwortet haben, die Veröffentlichung werde nicht erfolgen, weil sie nicht in dem Sinne des Verstorbenen sei. Ich muß demgegenüber betonen, daß ich genügend Zeugen aufstellen kann, die instande sind, sehr ausdrücklich zu erklären, daß ihnen allen der Verstorbene mehrmals bestimmt von

Neben diesen Kampfschriften ließ Kraus umfangreiche wissenschaftliche Werke erscheinen, die mehr oder minder demselben großen Zwecke dienen. Nicht so deutlich tritt das zu Tage bei der Geschichte der christlichen Kunst, in der er den ungeheuern Stoff mit souveräner Meisterschaft formt. Und doch liegen auch diesem Werke die zwei Gedanken zu Grunde: einmal zu zeigen, wie die Blüte der Völker von der Innerlichkeit und der Wahrheit ihrer Religiosität abhängt, ferner aber, wie wichtig es für die Kirche immer ist, daß sie sich von einer Stagnation und von kramphastem Leben am Hergebrachten freimacht, wie gerade darin die Größe der Renaissancepäpste besteht, daß sie die Kirche aus der Beschränktheit des spätmittelalterlichen Gedankenkreises durch Aufnahme der Renaissanceideen herausführen.

Den kirchlichen Fragen näher lag das Thema „Dante.“ Ich will nun nicht behaupten, daß etwa nur diese Tendenz Anlaß des Buches gewesen sei. Von Jugend auf lebte Kraus in Dante, er war sein Lieblingsdichter, wie denn der große Florentiner unter allen Poeten dem Katholiken am nächsten stehen muß. Aber drei Umstände verstärkten bei dem reifen Gelehrten die Begeisterung des Jünglings. Dante war für ihn der ideale Schöpfer der italienischen Einheit, er hatte ferner deutlich zuerst den Unterschied zwischen politischem und religiösem Katholizismus erkannt, auf seiner Fahne stand endlich auch das Wort der *Concordia Sacerdotii et Imperii*. Mit besondrer Vorliebe und eindringendem Verständnis, wie vor ihm kein anderer, hat Kraus in seinem großen Dantewerk gerade diese Züge in der Physiognomie des Dichters nachgewiesen.

Das Jahr 1899 bedeutete ein verstärktes Vorgehn der Ultras gegen jede freie Richtung. Charakteristisch dafür ist die Maßregelung Schells, die Verurteilung der Schwester Marie du Sacré Coeur, die für modernere Frauen-erziehung eingetreten war, das Vorgehn gegen den Amerikanismus, der allerdings sehr diplomatisch behandelt wurde, da mit Amerikanern nicht so leicht umzugehen ist wie mit Deutschen. Nun wollte man auch die Spektatorbriefe nicht länger dulden, die man lange offiziell zu ignorieren vorgezogen hatte. Man ließ an Kraus eine Warnung ergehen, mit dem deutlichen Wink, man sei eventuell zu weiteren Maßregeln genötigt, d. h. also ihn zu interdizieren, womit seine Lehrthätigkeit an der theologischen Fakultät natürlich gelähmt worden wäre. Merkwürdige Vorgänge sollen „gewissen Freunden“ die Mittel in die Hand gegeben haben, durch Vorlegung einer quasi offiziellen Bestätigung der Autorschaft dieses Vorgehns zu veranlassen; man war immerhin so vorsichtig, bei der Gefährlichkeit des Mannes öffentliches Argernis möglichst zu vermeiden.

Aber man wußte, wo er verletzlich war. Denn durch seine Lehrthätigkeit glaubte er eine stetige Einwirkung auf den Geist des heranwachsenden Klerus zu haben, und die Hoffnung auf den endlichen Sieg seiner Richtung war immer in ihm lebendig. So schloß er mit einer sehr würdigen, oben zitierten Erklärung die Spektatorbriefe ab, verteidigte aber sofort unter anderm Namen — z. B. „Gerontius“ im Anklang an Newman's gleichnamiges Poem — dasselbe Terrain.

einer Buchausgabe der Spektatorbriefe vor oder nach seinem Tode gesprochen hat. Ich will diese Trierer Erklärung nicht in Verbindung bringen mit der merkwürdigen Veröffentlichung des bekannten Testamentsatzes in Stücklen, auch nicht mit der Erklärung in der Denkschrift der theologischen Fakultät, worin die Autorschaft der Briefe anerkannt, aber zugleich gesagt wird, für Krausens Kollegen gehörten sie nicht zu seinem Lebenswerk. Ich bin überzeugt, daß hier nur bona fides et voluntas obgewaltet hat, glaube auch, daß der Trierer Erklärung ehrliche Überzeugung zu Grunde liegt. Ich weiß nicht, warum ich trotzdem, seit ich von dieser gehört habe, die Erinnerung an ein fatales Wort Montesquieus nicht los werden kann, an den erschreckenden Satz nämlich: *La dévotion trouve, pour faire des mauvaises actions, des raisons, qu'un simple honnête homme ne trouvera jamais.*

Unterdes häuften sich aber die Beweise für ihn, wie geschickt man die Einwirkung auf seine Hörer zu unterminieren wußte; sein körperlicher Zustand, der sich immer mehr verschlechterte, offenbarte ihm, daß er doch früher oder später genötigt sein werde, auf die Lehrthätigkeit zu verzichten. Diese Bande der Rücksicht fielen von ihm ab. Immer aufmerkfamer wurde er zugleich auf die kleinen Anzeichen für den herrschenden Geist in Rom. Ein solches kleines Zeichen war für ihn unter anderm auch die Medaille, die man in Rom auf die Eröffnung des Appartamento Borgia hatte schlagen lassen, deren Avers das Bild des regierenden Papstes, der Revers Alexander VI. vor der Madonna knieend (nach Pinturicchio) aufweist. Ihm schien eine so gestaltete Erinnerung an den größten Schandfleck der Kirchengeschichte wie eine absichtliche Ignorierung der historischen Wahrheit. Er entschloß sich zu immer freimütigem Vorgehn und schrieb als Einleitung dazu seinen „Cavour,“ ein Buch, wie er es noch zehn Jahre vorher nur anonym herausgegeben hätte. Über das unliebsame Aufsehen, das es in gewissen Kreisen machen mußte, war er sich vollkommen klar. Er wußte aber auch, daß das Buch keinen Anhalt zu einer gerechten Zensurierung bot, da es in keinem Punkte gegen Glaubensbekenntnis oder Dogma verstößt, er war entschlossen, gegen einen unberechtigten Eingriff in seine Forscherfreiheit zu protestieren, und hatte dazu die Vorbereitungen getroffen. In diesem Buche kommt seine ganze Sympathie für die Erhebung Italiens zur Geltung wie auch seine Erkenntnis der Bedeutung der Nationalität.

Hier ist der Platz, auf eine schon einmal gestreifte Frage einzugehn, auf den Unterschied zwischen germanischer und romanischer Religions- und Lebensauffassung. Kraus war sich dieses Unterschiedes wohl bewußt, und so sehr er die Romanen liebte, sah er doch im Sinne Gobineaus das Heil der Zukunft in den germanischen Völkern. So verlangte er auch eine größere Berücksichtigung des germanischen Geistes in der Kirche. Aber von dem Gedanken einer nationalen Sonderkirche war er natürlich weit entfernt. Das Prinzip der Einheit, der Katholizität ging ihm über alles. Gerade deshalb war er der Ansicht, daß der Einfluß der wichtigsten Kulturnationen der Gegenwart nicht in dem bisherigen Maße durch das italienische Element in der Regierung der Kirche fürder dürfe unterdrückt werden. Ich stehe auch nicht an zu sagen, daß ihm ein gewisses Maß gallikanischer Verfassung für jedes Land wünschenswert erschien.

Der „Cavour“ ist bekanntlich einer der ersten Bände einer Serie von Monographien, in denen von katholischen Gelehrten der Versuch gemacht werden soll, die großen Persönlichkeiten der Geschichte frei von der Einseitigkeit einer beschränkten Parteirichtung darzustellen. Wenn Kraus davon sprach, so leuchtete sein nun erloschnes Auge auf, die Gestalt richtete sich empor: er glaubte in diesen Bestrebungen einen Erfolg seiner Thätigkeit, insbesondre seiner Artikel in der Allgemeinen Zeitung zu sehen. Für dasselbe Werk wollte er noch einen Franz von Assisi und einen Erasmus von Rotterdam schreiben. Sein nächster Plan für die Allgemeine Zeitung war außer einer Behandlung des Ehrhardschen Buchs eine Kritik der frivolen und dandyartigen Bestrebungen der Brunetières, Lemaitre und Genossen in Frankreich, die man unter dem Namen Neokatholizismus zusammenfaßt. Doch viel weiter gehende, große Pläne bewegten seinen Geist. Schon lange hatte er eine Geschichte der innerkirchlichen Reformbestrebungen von Franz von Assisi bis heute vorbereitet, über deren Erscheinen in drei Bänden auch schon der Kontrakt mit dem Verleger abgeschlossen war. Ein große Seite des kirchlichen Lebens, die noch nie zusammenhängend behandelt worden ist, wäre uns da vorgeführt worden. Das Ganze wäre ein Programmwerk dessen gewesen, was Kraus religiösen Katholizismus nannte. Daneben sollten seine Memoiren erscheinen. Seit 1865 fast hatte er als Mitwirkender in das Getriebe der Weltgeschichte und hinter die Kulissen der Welt-

bühne gesehen. Eine ausgedehnte Bekanntschaft verband ihn mit den maßgebenden Männern Europas, mit der gesamten Aristokratie des Geistes und des Blutes. Diese Bekanntschaft war ihm Bedürfnis und Genuß, zugleich aber eines der Mittel, Einfluß zu gewinnen und sich die Kenntnisse zu verschaffen, die seine Schriften so interessant machen. Da er zudem in hervorragendem Maße die Gabe der französischen Moralisten und Memoirenschriftsteller hatte, charakteristische Äußerungen oder Thaten aufzufassen, so ist uns mit seinem frühen Tode eines unserer interessantesten Memoirenwerke entgangen. Die Vollendung beider Werke war auf etwa 1915 bestimmt; ich glaube, daß er sie sich als posthume dachte. Auch ohne sie wäre seine kirchliche Stellung immer schwieriger geworden. Größerer Unfrieden als je in seinem Leben stand ihm bevor. In welche Position er aber auch gedrängt worden wäre, keine Gewalt der Erde hätte sein Herz von der Mater Ecclesia trennen können.

Mitten aus weitreichenden Plänen ist uns so dieser scharfe Geist entrisen worden. Das Facit seines Lebens zu ziehen, wäre heute ein verfrühtes Beginnen. Er war jedenfalls der energischste Vertreter der antiultramontanen Richtung, den der Katholizismus in den letzten Jahrzehnten gehabt hat. Er hat das weitestgehende und bis ins einzelste ausgeführte Programm zur Reform der Kirche aufgestellt. Das große Verdienst Schells, das mehr nach der Glaubenslehre hin liegt, soll damit nicht geschmälert werden. Andre Versuche, so sehr man sie aufbauscht, müssen neben Kraus durchaus schwächlich erscheinen; als beinahe komisch, wenn mit gänzlich ultramontaner Ausdrucksweise die moderne Welt zur Versöhnung mit der Kirche aufgefordert wird, bevor deren für uns unglaublichste Institutionen, z. B. der Index, abgeschafft sind, was Kraus jederzeit verlangt hat.

Ob eine Änderung überhaupt zu hoffen ist, ob die jetzt allenthalben auftretende Bewegung Aussicht auf Erfolg hat, wer weiß es? Seit mehr als 600 Jahren ist es der politischen Richtung im Katholizismus jedesmal gelungen, derartige Versuche niederzuschlagen. Allerdings hat die Bewegung immer wieder von neuem begonnen, mochten nun ihre Vertreter Dante oder Savonarola, Pascal oder Fénelon, Rosmini oder Kraus heißen. Er glaubte fest an eine günstige Zukunft, wie auch an eine Versöhnung der modernen Welt mit der Kirche. Ich erinnere mich deutlich an das erste Gespräch, das ich mit ihm darüber hatte. Es war auf einer Reise nach Italien, in Venedig, als wir beim Branzo auf diese Frage gekommen waren. Auf eine Auseinandersetzung meiner Anschauungen hin meinte er, das sei leider die Stellung der Mehrzahl der Gebildeten, es müsse sich vieles ändern, nicht nur extra, sondern vor allem intra muros, bevor das anders werde. Aber die Zeit kommt, setzte er hinzu, mag es auch noch fünfzig oder hundert Jahre dauern.

Nicht nur in der Zeitschätzung, sondern in dem Glauben an die spätere Rückkehr der Welt in einen gereinigten und verklärten Katholizismus hat er sich wohl geirrt. Ob auch sein engerer Traum eine Täuschung war? Ich sprach einst mit einem geistreichen Mitgliede der Wiener Universität über die Spektatorbriefe; bei aller Bewundrung meinte er: „Aber gehns, was er da von einer künftigen Gestaltung der Kirche hofft, ist doch reine Romantik.“ Es mag sein. Romantiker ist Kraus immer ein wenig geblieben. Aber war es auch nur ein Traum, so war es doch einer, der den Menschen adelt, und der ihn weit über die gewöhnliche Menge der Gelehrten und Ungelehrten hinaushebt. Würde aber auch nur ein Stück davon verwirklicht, welcher Vorteil für unsre deutsche und europäische Kultur und nach unserm unmaßgeblichen Urteil auch für die katholische Kirche wäre das, die sonst nach Wagners Prophezeiung zur Paganenreligion herabsinken könnte, wie es auch Kraus in dunkeln Stunden befürchtete, für den Fall nämlich, daß es den Jesuiten und ihren Anhängern gelingen sollte, jede freiere Richtung im Katholizismus

niederzudrücken. Darin besteht ja die große Gefährlichkeit des Ordens, darin und in der Geistesrichtung, die ein gutgläubiger Bischof des siebzehnten Jahrhunderts mit den Worten gekennzeichnet hat: *Jesuitae volunt ecclesiam politicam, non religiosam*. Daß Kraus sein Leben lang dagegen gekämpft hat, sichert ihm eine Bedeutung für die Zukunft und die Sympathie aller, denen an unsrer deutscher Kultur und an dem Bestande des mühsam errungenen Deutschen Reiches überhaupt etwas liegt.



## Sächsische Schlösser und Burgen



In diesem Frühjahr ist ein illustriertes Werk erschienen: Die interessantesten alten Schlösser, Burgen und Ruinen Sachsens, von Carl von Mejsch-Reichenbach (Dresden, Wilhelm Vansch, 1902). Einundsiebzig alte sächsische Schlösser, Burgen und Ruinen auf einen Niedersitz zu bewältigen, ist etwas viel. Es ist auch nicht unsre Absicht, den Freunden landesgeschichtlicher Kleinkunst das Abessen des ganzen Speisezettels auf einmal zur Pflicht zu machen, obwohl wir das Buch von Anfang bis zum Ende in einem Zuge durchgelesen und dann uns beklagt haben, daß es „schon aus war.“ Wenn unsre Teilnahme einem auch als Nachschlagebuch brauchbaren Sammelwerke gegenüber so rege blieb, so mag das zwar wohl in erster Reihe daran gelegen haben, daß es Baulichkeiten, Güter, Familien und Verhältnisse bespricht, die wir zum größten Teil kennen, sowie daran, daß die Geschichte des Kurfürstentums und spätern Königreichs Sachsen nach allen Richtungen hin an menschlich Dramatischem reich ist, aber demunerachtet bleibt es Thatsache, daß die Mejsch'sche Schilderungsweise der Grund unsers nicht ermüdenden Wohlgefallens gewesen ist. Der Verfasser — wir nennen ihn kurzweg Mejsch, wie ja bei Schriftstellern der Krug zum Trinken unter Nichtbeachtung vorhandner Hentel und Handhaben jedesmal voll in beide Hände genommen und kurzweg von Schiller und Goethe gesprochen wird — Mejsch also ist der wahre Chronist, born, not made, und dazu hat, so wenig sich das vielleicht mancher hochgebildete Schriftsteller träumen läßt, nicht der erste beste das Zeug.

Wenn man als Chronist den Leser nicht ermüden will, muß man vor allen Dingen kein Pedant sein. Das ist Mejsch offenbar nicht. Es kommt ihm nicht darauf an, uns bei der Schilderung des einen Schlosses etwas mitzuteilen, was mit dem bei der Beschreibung eines andern gesagten nicht, wie man sich auszudrücken pflegt, aufs Haar übereinstimmt, und die Abweichung sicht ihn so wenig an, daß er keine Silbe darüber verliert. Auch verschlägt es ihm nichts, an sich nicht unerhörte oder unglaubliche Thatsachen auf zwei einander folgenden Seiten zu wiederholen, wie wir zum Beispiel auf S. 266 erfahren, daß in dem der Familie von Römer gehörenden Schloß Altschönfels bei Zwickau die Burgkapelle über der Einfahrt liegt, und in der Mitte von deren Fußboden eine Öffnung für die Verteidigung der untern Einfahrt angebracht ist, während auf Seite 267 in etwas ausführlicherer und lebendigerer Weise festgestellt wird, daß über dem Burgthore die in gotischem Stil erbaute und verzierte Schloßkirche liegt, in der von dem Prediger des Ritterguts jährlich siebenmal Gottesdienst gehalten wird, und in deren Fußboden eine weite viereckige Öffnung angebracht ist, aus der bei einer etwaigen Erstürmung auf den eindringenden Feind siedendes Pech gegossen werden konnte. Wir